

LUCIEN MARANT

NÄCHSTES
MAL
für immer

ROMAN

dtv

Songtext auf Seite 104: I LOVE PARIS by Cole Porter
© Chappell & Co. Inc., Administered by Chappell Musikverlag GmbH

Alle Figuren und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit realen lebenden oder verstorbenen Personen
sind nicht beabsichtigt und rein zufällig. Die Darstellung real
existierender Orte und Institutionen erfolgt ausschließlich im
Rahmen einer literarischen Gestaltung und erhebt keinen Anspruch
auf historische oder tatsächliche Genauigkeit.

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Tumblingerstraße 21, 80337 München
produktsicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist
nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Michelle Stoeger

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagmotiv: »Paris Rooftops & Pink skies«

© 2026 Holly Francesca. Exklusiv lizenziert an dtv.

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-22198-6

Für Anna. Für immer.

»Man weiß selten, was Glück ist,
aber meistens, was Glück war.«

Françoise Sagan

PROLOG

Paris, 1999

Mona stand unter den Arkaden am Haupteingang des Gare de l'Est und warf einen letzten Blick ins Herz von Paris. Es war Ende August, und obwohl es tagsüber noch warm wurde, spürte sie jetzt, so früh am Morgen, wie der Herbst sich langsam über der Stadt auszubreiten begann.

Sechs Monate lagen hinter ihr, sechs kurze Monate nur, und doch fühlten sie sich gerade größer und gewichtiger an als all die Jahre, die noch vor ihr lagen. Sie wollte nicht fort, wollte nicht, dass dieses halbe Jahr, dieser endlos scheinende Sommer nun doch zu Ende ging. Konnte sie nicht einfach hierbleiben? Vielleicht würde sich dann alles fügen. Sich klären lassen, was gestern geschehen war und ihr noch immer vorkam wie ein böser Traum.

Wieder und wieder hatte sie mit dem Gedanken gespielt, ihren Aufenthalt zu verlängern. Aber es ging nicht. Sie musste zurück nach Hause. Zurück nach Hamburg.

Sie betrat die Bahnhofshalle, die sich schon nicht mehr anfühlte wie ein Teil der Stadt. Vielmehr wie eine Schleuse, die sie nun auf dieselbe Weise einsog, wie sie sie vor sechs Monaten hier ausgespuckt hatte. Es war noch nicht einmal acht Uhr, doch der Gare de l'Est schien davon unbeein-

druckt. Menschen strömten Mona entgegen, drängten sich an ihr vorbei, verschwammen miteinander. Waren mehr Farbe als Form, wie in einem impressionistischen Gemälde. Kein Wunder, dass Monet Pariser war. Über ihr türmte sich das Gewölbe, Arkade um Arkade nach oben, massiv und filigran zugleich, bis es sich in einer Glasdecke auflöste, um den Reisenden den Himmel von Paris zu öffnen. Darunter thronten die Anzeigetafeln über der bunten Menge und versuchten, Ordnung in das nicht enden wollende Gewimmel am Boden zu bringen.

Von den Buden im Bahnhofsgebäude duftete es nach Kaffee und Croissants. Mona hatte noch etwas Zeit bis zu ihrer Abfahrt, also setzte sie sich vor einen der Stände und bestellte einen letzten Café Crème. Er war nicht zu vergleichen mit dem aus ihrem kleinen Café schräg gegenüber, aber das war ihr egal. Auf Reisen galten eben andere Gesetze. Nirgendwo sonst zahlte man so viel Geld für so schlechten Kaffee.

Eine ältere Frau trat an ihren Tisch. »Ist hier noch frei?«, fragte sie und nahm Platz, ohne eine Antwort abzuwarten. Mona nickte ihr teilnahmslos zu. Es war ihr Moment, ihr Abschied, und eigentlich hatte sie keine Lust, ihn mit einer Fremden zu teilen. Aber sie wollte auch nicht unhöflich wirken.

»Wohin fahren Sie?«, fragte die Frau. Mona sah auf und musterte sie. Sie trug einen langen schwarzen Mantel, unter dem der hochgeschlossene Kragen einer weißen Bluse zum Vorschein kam. Dezente, doch kostbar aussehende Perlenstecker schmückten ihre Ohren. Und obwohl die Hälfte

ihres schmalen Gesichts hinter einer Sonnenbrille verborgen war, kam sie Mona seltsam bekannt vor. Doch das musste eine Einbildung sein.

»Woher wollen Sie wissen, dass ich abreise? Ich könnte doch auch gerade erst angekommen sein«, antwortete sie.

»Niemand, der gerade in Paris angekommen ist, zahlt so viel Geld für so schlechten Kaffee, Mademoiselle. Wir zahlen diesen Preis nicht für den Kaffee, sondern gegen die Langeweile.«

Mona musste schmunzeln. Hatte sie nicht gerade noch denselben Gedanken gehabt?

»Na gut, Sie haben recht. Ich fahre nach Frankfurt und von dort aus weiter nach Hamburg, wo ich wohne. Und Sie?«

»Ich? Ich fahre nirgendwohin, Mademoiselle. Ich habe Paris seit Jahren nicht verlassen.«

»Ich dachte, man zahlt so viel Geld für so schlechten Kaffee nur, wenn man wegfährt?«

»Ich sagte, man zahlt ihn gegen die Langeweile«, stellte die Frau fest. »Ich komme gerne hierher, sehe dem Treiben zu und frage die Reisenden, wohin sie fahren. Ich sammle Ziele, müssen Sie wissen. Früher waren es Briefmarken, aber heutzutage schreibt ja keiner mehr Briefe. Hamburg hatte ich übrigens noch nicht.«

Mona lächelte.

»Sie führen Buch?«

»In der Tat. Sie können das gerne wunderbarlich finden. Das ist ja das Schöne am Alter. Die Menschen erwarten obnehin nicht mehr viel von einem. Da kann man sie doch wenig-

tens mit ein paar schrulligen Angewohnheiten unterhalten, finden Sie nicht auch? Ich bin immer gerne gereist. Früher, als es noch ging. Jetzt sehe ich anderen beim Reisen zu und denke mir Geschichten zu ihnen aus.«

»Sie denken sich Geschichten aus?«, fragte Mona. Nun war sie doch neugierig geworden. »Und was ist meine Geschichte?«

»Ihre Geschichte? Nun ... Sie sehen traurig aus, als wollten Sie Paris gar nicht verlassen. Das kann ich, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, sehr gut verstehen. Ich bin froh, dass ich hier mit dem Reisen aufgehört habe. Und ich habe viel von der Welt gesehen, ich habe es immerhin bis runter nach Marseille geschafft ... Aber, wo waren wir? Ach ja, Ihre Geschichte. Sie scheinen mir ein sehr rationaler Mensch zu sein. Aber tief in sich drin wissen Sie, was Sie eigentlich möchten, entgegen jeder Vernunft. Sie fahren jetzt erst einmal zurück nach Hamburg und tun, was Sie tun müssen, oder was Sie glauben, tun zu müssen. Aber eines Tages werden Sie Ihrem Herzen folgen und zurückkommen. Und dann wird es für immer sein.«

»Meinen Sie?«, fragte Mona. Natürlich glaubte sie der Dame kein Wort. Aber die Vorstellung gefiel ihr.

»Ganz bestimmt.«

Mona sah auf die Uhr. Sie musste los. Aber eine Sache hatte sie noch vor. Sie holte ihr kleines schwarzes Notizbüchlein heraus, das sie immer griffbereit hatte, und zückte ihren Füller.

»Wie lautet Ihre Adresse?«

»Meine Adresse? Wieso?«

»Wenn ich zurück in Hamburg bin, schicke ich Ihnen eine Karte. Mit einer besonders schönen Briefmarke«, sagte Mona.

»Das würden Sie tun?«, fragte die Dame freudig und griff nach dem Notizbuch, um ihren Namen und ihre Adresse hineinzuschreiben.

»Versprochen«, sagte Mona, die schon aufgestanden war und nach ihrem roten Lederkoffer griff. »Au revoir, Madame.«

»Au revoir, Mademoiselle. À la prochaine.«

Mona lächelte ihr freundlich zu, dann schleppte sie den Koffer in Richtung ihres Zuges. Er musste schwerer sein als bei der Ankunft, aber er fühlte sich leichter an. Zumindest hatte sie weniger Probleme damit, ihn durch den Bahnhof zu manövrieren. Vielleicht, weil sie die stundenlange Fahrt erst noch vor sich hatte und noch nicht so erschöpft war. Vielleicht war sie auch einfach stärker geworden.

Als sie gerade in den Zug steigen wollte, hörte sie eine Stimme hinter sich. »Mona?« Sie zuckte zusammen. War er doch noch gekommen? Hoffnungsvoll drehte sie sich um. Doch es war nur Philipp, der einen großen Rollkoffer hinter sich herzog.

»Ach, du bist es«, sagte sie und versuchte, nicht allzu enttäuscht zu klingen. »Nimmst du auch diesen Zug?«

»Ja, genau! Das ist ja ein Zufall! Komm, ich helf dir mit deinem Gepäck.« Bevor Mona etwas erwidern konnte, schnappte er sich ihren Koffer und hievte ihn in den Zug. Er wollte es mühelos aussehen lassen, was ihm jedoch nicht gelang. Nachdem er den Koffer in den Eingangsbereich ge-

wuchtet hatte, verlor er das Gleichgewicht und stolperte den Ausgang rückwärts wieder hinunter. Erst im letzten Moment gelang es ihm, sich zu fangen und ungelenkt auf dem Bahnsteig zum Stehen zu kommen, statt einfach auf den Boden zu plumpsen. Mona konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, was Philipp offenbar als dankbares Lächeln interpretierte. »Ach, nicht der Rede wert«, sagte er großmütig und machte eine wegwerfende Geste, als wäre er nicht gerade beinahe rücklings auf dem Gleis gelandet. Dann wies er zur offenen Zugtür und sagte: »Nach dir.«

Da Mona keine andere Wahl hatte, folgte sie schweren Herzens seiner Aufforderung. Philipp kletterte ihr mit seinem eigenen Koffer unter leichtem Ächzen hinterher.

Sie hatten gerade einen Platz gefunden und ihr Gepäck verstaут, als der Zug losfuhr. Mona sah Paris langsam an sich vorbeiziehen: Die beigefarbenen Fassaden der Wohnhäuser mit ihren dunkelgraublauen Dächern und den kleinen Schornsteinen hatten für sie bei ihrer Ankunft alle gleich ausgesehen. Doch längst hatte sie begriffen, dass jede von ihnen einzigartig war und Tausende von Geschichten hinter sich barg. Nie würde sie alle kennen. Aber sie war dankbar dafür, in einer davon mitgespielt zu haben. Und sei es auch nur als Statistin. Doch nun, da sie sich entfernte und der Zug immer schneller wurde, verschwammen die Fassaden wieder zu einem Ganzen. Während die Stadt sich aufzulösen begann, nahm Mona sich fest vor, die Prophezeiung der älteren Dame wahr zu machen. Bald würde sie zurückkommen. Schon bald. Und beim nächsten Mal würde es für immer sein.

KAPITEL 1

Paris, 1999
Sechs Monate zuvor

Je besser wir eine Stadt kennenlernen, desto nebensächlicher werden Paradeplätze und prachtvolle Alleen, Flaniermeilen und aufwendig dekorierte Schaufenster. An ihre Stelle treten die Seitenstraßen und versteckten Cafés, die Abkürzungen und kleinen Umwege, die wir gerne gehen, einfach, weil sie schöner sind, die kleinen Balkone und Dächer, von denen aus wir die ganze Stadt sehen und nicht nur das, was sie von sich zeigen will.

Doch wenn wir zum ersten Mal in einer unbekanntem Stadt ankommen, die ersten zaghaften Schritte auf neuen Boden setzen, ist sie für uns zunächst nicht mehr als ein Chaos aus Plänen, die wir verkehrt herum halten, aus Sprachen, die wir nicht verstehen, aus Wegen, deren Verlauf wir nicht kennen.

Mona hievte ihren schweren, roten Lederkoffer die Stufen der Metrostation Blanche hinauf. Der Weg hierher hatte sie bereits einige Mühen gekostet. Sie war am Gare de l'Est in die falsche Metrolinie gestiegen und hatte es erst drei Haltestellen später bemerkt. Dann hätte sie beim Umsteigen

beinahe ihren Koffer in der vollen Bahn stehen gelassen, hätte ein freundlicher Herr sie nicht im letzten Moment darauf aufmerksam gemacht. Sie musste an ihre große Schwester Lina denken, die ständig allein verreiste und der so etwas niemals passiert wäre. Mona hingegen hatte schon zu Hause in Hamburg manchmal Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden, wenn sie in einem Stadtteil unterwegs war, den sie nicht so gut kannte. Aber nun war sie endlich hier.

Oben angekommen, blieb sie einen Moment lang stehen, um ihren roten Schal etwas zu lockern und ihren dunkelblauen Wintermantel aufzuknöpfen. Das Wetter war erstaunlich mild für diese Jahreszeit – anders als in Deutschland begann das neue Semester in Paris noch im Winter –, und sie war von der Anstrengung ganz schön ins Schwitzen geraten. Also strich sie ihr langes braunes Haar nach hinten und wischte sich mit dem Handrücken einen Tropfen von der Stirn, bevor er in ihre großen, grünen Augen kullern oder ihre spitze Nase entlanglaufen konnte. In der stickigen Bahn war ihr kurz schwindelig geworden. Doch nun, da eine kühle Brise wehte, ging es ihr schon viel besser.

Sie atmete tief durch und ließ ihren Blick den breiten, von Bäumen gesäumten Gehweg entlangwandern, der den viel befahrenen Boulevard de Clichy in zwei Hälften teilte. Sah zum dunkelgrünen, verzierten Stahlbogen hinauf, der sich über den Stufen hinab zur Metro auftat wie ein Tor zur Unterwelt. In der Mitte hing ein gelbes Schild, auf dem in grünblau verspielten Jugendstillettern das Wort *Metropolitain* stand. Darüber waren zwei rote Lampen befestigt, die

aussahen wie die Augen eines Drachen. Dahinter erblickte Mona auf der rechten Straßenseite die berühmte rote Windmühle auf dem Dach des Boulevardtheaters *Moulin Rouge*.

Am liebsten wollte sie gleich das ganze Viertel in sich aufsaugen: Das hier war ihr Arrondissement, ihr *quartier*, ihr kleines Stück Paris. Obwohl sie den Weg zu ihrer neuen Wohnung zum ersten Mal ging, kannte sie ihn längst auswendig. Wieder und wieder hatte sie ihn zu Hause in Hamburg mit dem Finger auf der Karte nachgezogen und ihn dabei an ihrem inneren Auge vorbeiziehen lassen. Natürlich sah in echt alles ganz anders aus. Irgendwie ... moderner. Dort, wo in ihrer Fantasie eine kleine Buchhandlung war, türmten sich im Schaufenster Handtaschen und Turnschuhe. In dem Bistro, das sie an der nächsten Ecke vermutete, war in Wahrheit eine Filiale einer großen Café-Kette. Und dort, wo Mona eine kleine Boulangerie erwartet hatte, befand sich ein Schnellimbiss. Das Einzige, was genauso aussah wie in ihrer Vorstellung, waren die dunkelgrünen Buden auf dem Mittelstreifen des Boulevards, an denen es Zeitungen, gekühlte Getränke und Postkarten zu kaufen gab.

Aber Mona war nicht enttäuscht, im Gegenteil. Das Viertel war vielleicht nicht so nostalgisch-schön, dafür aber viel lebendiger als in ihrer Vorstellung, und vor allem war es echt.

Gedankenverloren setzte sie ihren Weg in Richtung der Rue Pierre Fontaine fort und bekam gar nicht genug davon, die Menschen zu beobachten, die sich auf dem Gehweg an ihr vorbeidrängten. Es war bereits spät am Nachmittag,

und die meisten von ihnen kamen vermutlich gerade von der Arbeit und wollten so schnell wie möglich nach Hause. Mit ihrem schweren Koffer in der Hand konnte Mona sich dem Rhythmus der Stadt ohnehin nicht anpassen. Also versuchte sie es erst gar nicht, sondern genoss es, Zeit zu haben und alles in Ruhe auf sich wirken zu lassen.

Sie sah einen kleinen, älteren Herrn auf sich zukommen, ganz in Schwarz gekleidet, mit einem großen Kasten im Arm – war es ein Cello? –, der sich unterm Gehen mit einem gepunkteten Taschentuch die Halbglatze tupfte. Hinter ihm lief eine Gruppe junger Frauen, etwa in Monas Alter. Eine von ihnen – sie war groß und blond und trug einen langen, marineblauen Mantel über einem schwarz-weiß gestreiften Pullover – imitierte den watschelnden Gang des Cellospielers, sehr zur Freude ihrer Begleiterinnen. Mona warf ihnen einen vorwurfsvollen Blick zu, was jedoch keine der Frauen zu bemerken schien. Sie wollte schon auf den älteren Herrn zugehen, der sichtlich Mühe hatte, sein Instrument über den Gehsteig zu bugsieren, und ihm ihre Hilfe anbieten, als ...

»Mademoiselle, Ihr Schal!«

Erschrocken drehte Mona sich um. Ein paar Schritte hinter ihr stand eine schlanke Frau um die vierzig, die ihren roten Schal in den Händen hielt. Ihr langes, braunes Haar war lässig, beinah nachlässig zu einem Dutt hochgesteckt, und sie trug einen beigefarbenen Mantel, unter dem ein schwarzer Rollkragen hervorblitzte, dessen matter Schimmer mit dem dunklen Glanz ihrer Stiefel konkurrierte. In der Beuge ihres linken Ellenbogens hing eine kleine, eben-

falls schwarze Handtasche. Die Frau wirkte ungeschminkt, bis auf ihren roten Lippenstift, und Lachfalten umkräuselten bereits ihren schmalen Mund und die Augenpartie ihres ansonsten noch jungen, beinahe mädchenhaften Gesichts. Mona war fasziniert von ihr. Genauso hatte sie sich die typische Pariserin immer vorgestellt: elegant auf eine Weise, die trotzdem natürlich, ja, zufällig wirkte. So, als sei sie gerade aufgestanden und habe sich nur achtlos einen etwas zu großen Mantel übergeworfen, der dann aber wie von Zauberhand perfekt fiel und nur an den richtigen Stellen Falten warf. Sie wollte auf die Frau zugehen, aber da war sie ihr schon entgegengelaufen und reichte Mona nun den Schal, der in ihren grazilen Händen beinahe grell und grobmaschig wirkte.

»Vielen Dank, Madame«, beeilte sich Mona zu sagen, als sie den Schal entgegennahm. »Ich habe gar nicht bemerkt, dass ich ihn ...« Aber die Frau lächelte sie nur kaum merklich an und sagte: »De rien. Au revoir!«, bevor sie ihren Weg fortsetzte. Doch als sie an ihr vorbeiging, bildete sich Mona ein zu hören, wie sie noch sagte: »Et bonne chance!« Mona sah ihr hinterher, wie sie im Gewimmel der Stadt verschwand, dann richtete sie ihren Schal, nahm ihren Koffer und setzte ihren Weg fort. Dort, wo die Rue de Douai auf die Rue Pierre Fontaine traf, bog sie nach rechts in die Rue Mansard ein. Schon nach wenigen Schritten entdeckte sie eine rote Markise, die zu einem kleinen Ecklokal gehörte, und eine ebenfalls rote Holztür, die Mona nun einladend entgegenleuchtete. Das musste das Café sein, in dem sie mit ihrer neuen Mitbewohnerin verabredet war. Zu

ihrer großen Überraschung hatte Mona nämlich erfahren, dass sie bei ihrer Ankunft nicht einfach so klingeln konnte. Denn bei Pariser Stadthäusern befanden sich die Klingeln der einzelnen Wohnungen nicht wie in Hamburg direkt neben der Haustür, sondern erst im Treppenhaus dahinter. Inzwischen konnte man die meisten Haustüren per Zahlencode öffnen, aber ihr Gebäude war offenbar so lange nicht renoviert worden, dass es noch immer mit einem Schlüssel aufgesperrt werden musste. Und den hatte Mona noch nicht, weshalb ihre Mitbewohnerin das Café als Treffpunkt vorgeschlagen hatte. Also ging sie hinein und sah sich um. Die Wände waren voll von mit Jugendstilmotiven bedruckten Spiegeln. Von der Decke hingen bunte Tiffanylampen. Und an einigen der kleinen, einbeinigen Bistrotische mit runden Marmorplatten und verspielten gusseisernen Ständern saßen Gäste auf dunklen Holzstühlen mit rundgebogenen Lehnen oder auf mit rotem Leder bezogenen Sitzbänken. Obwohl Mona wegen ihres kleinen Umwegs ein paar Minuten zu spät war, konnte sie unter den Cafégästen keine junge Frau entdecken, die auf eine deutsche Austauschstudentin mit einem großen, roten Koffer zu warten schien. Und auch sonst nahm niemand Notiz von ihr.

Nein, kein Zweifel. Ihre Mitbewohnerin war nicht hier. Was, wenn es das Zimmer gar nicht gab? Was, wenn sie einer Betrügerin aufgesessen war? Sie wusste doch gar nichts über sie, außer dass sie aus Irland kam und Louise Byrne hieß. Das hatte sie ihr zumindest geschrieben. Aber war das überhaupt ihr richtiger Name? Ruhig bleiben,

Mona, sagte sie sich. Louise Byrne aus Irland war sicher schon auf dem Weg und würde jede Sekunde zur Tür hereinkommen. Weil ihr ohnehin nichts anderes übrigblieb, als hierzubleiben und auf sie zu warten, stellte Mona ihren Koffer an einem leeren Platz ab und ging nach vorne zur Theke. Davor stand ein junger Kellner mit dunklem, verwuscheltem Haar, das ihm leicht in die Stirn fiel. Er trug eine schwarze Hose und ein lockeres weißes Hemd, einen Knopf zu weit offen für Monas Geschmack. In der Hand hielt er eine Espressotasse. Mona gefiel, wie er da stand, etwas verträumt, mit undurchdringlich tiefen braunen Augen.

Sie warf einen flüchtigen Blick in die Auslage. Dort stapelten sich unzählige Sorten von Macarons, Eclairs, Croissants und Pain au chocolat. Sie konnte sich kaum entscheiden. Aber sie hatte ja nun sechs Monate Zeit, alles zu probieren. Also lächelte sie den Kellner an und sagte: »Ich hätte gerne einen Café Crème und ein Baiser.«

Der junge Mann sah Mona erst verdutzt an, dann lachte er. »Also, erstens arbeite ich hier nicht und zweitens: Sollten wir uns nicht erst besser kennenlernen, bevor du mich um einen Kuss bittest?«

Mona war empört. Sie hatte gehört, dass Franzosen beim Flirten etwas forscher sein konnten, aber das ging eindeutig zu weit.

»Du spinnst wohl! Was fällt dir ein?«

»Das war doch deine Idee.«

»Ich wollte doch nur etwas bestellen!«

»Ja, einen Kaffee und einen Kuss.«

»Ich meinte doch keinen richtigen Kuss, sondern das da!«, protestierte Mona und zeigte auf die Baisers in der Auslage.

»Das da?«, fragte er verblüfft und grinste nun noch breiter.

Mona kochte. Was war denn so komisch?

»Die heißen *Meringues*. Sagt ihr wirklich *Baiser* dazu? Wie poetisch!«

»Was ist denn hier los?« Ein untersetzter Mann Ende fünfzig mit nach hinten gekämmtem ergrautem Haar kam herbeigeeilt und warf dem Typ, den Mona fälschlicherweise für einen Kellner gehalten hatte, einen skeptischen Blick zu.

»Thibauld, vergraulst du mir wieder die Gäste?«

»Keine Sorge, Charles, ich war ganz brav. Mademoiselle hat einen Kuss bei mir bestellt, aber sie wollte nur ein *Meringue*.«

Charles sah ihn verständnislos an. Dann rief er: »Manchmal wünschte ich, dass du hier arbeiten würdest, einfach nur, damit ich dich rausschmeißen könnte!« In einem sehr viel freundlicheren Tonfall wandte er sich Mona zu: »Mademoiselle, willkommen! Ich bitte Sie, die Unannehmlichkeiten zu entschuldigen. Ich kann mir meine Gäste leider nicht aussuchen ... aber Sie würde ich wählen, wenn ich es könnte. Sie wünschen?«

»Einen Café Crème und ein ... *Meringue*«, sagte Mona und warf Thibauld einen schnippischen Blick zu.

»Bringe ich Ihnen sofort, Mademoiselle, setzen Sie sich.«

»Merci«, sagte Mona und lächelte Charles dankbar an.

Dann wandte sie sich noch einmal an Thibault. »Bei dir würde ich jedenfalls nicht mal einen *bison* bestellen«, sagte sie triumphierend, und ehe Thibault etwas erwidern konnte, drehte sie sich um und ging zurück zu ihrem Platz. Hinter sich hörte sie nur Charles' schadenfrohes Gelächter.

Und als dieser fünf Minuten später einen dampfend warmen Kaffee mit geschäumter Milch an ihren Tisch brachte, sie ihre Lippen in den Schaum tauchte und den ersten Schluck nahm, wurde ihr plötzlich bewusst: Sie war in Paris. Der Stadt von Patrick Modiano und Simone de Beauvoir, von Rimbaud und Baudelaire, von Rodin und Monet. Weder eine falsche Metrolinie noch ein zu schwerer Koffer oder eine verspätete Mitbewohnerin konnten ihr dieses Gefühl nehmen. Sie hatte es geschafft. Sie war hier.

Paris, 2019

Sie war zurück. Wie beim letzten Mal war Mona mit dem Zug aus Hamburg gekommen, und als sie am Gare de l'Est ausstieg, ihren silbernen Aluminiumkoffer neben sich herschiebend, die grünen Augen hinter einer Sonnenbrille verborgen und den leichten, beigefarbenen Mantel lässig über den Arm geworfen, wusste sie sofort, wohin sie als Erstes wollte. An einem Zeitungsstand kaufte sie im Vorbeigehen noch schnell die aktuelle Ausgabe der *Le Monde*. Dann stieg sie, ohne zu zögern oder auch nur auf den Fahrplan zu schauen, in die richtige Metro, nahm den nahegelegensten Ausgang und war in wenigen Schritten am Ziel.

Paris hatte sich verändert. Sie hatte sich verändert. Aber das Café war noch genauso, wie sie es in Erinnerung hatte. Sie setzte sich davor, auf einen freien Platz draußen in der Sonne. Ob irgendjemand sie wiedererkennen würde? Unsinn. Wie viele junge Studentinnen aus der ganzen Welt hier wohl nach ihr Kaffee getrunken hatten? Es war doch immer das Gleiche: Erst stolperten sie schüchtern herein und bestellten unsicher und mit starkem Akzent einen Café Crème, dann kamen sie immer öfter, und man konnte dabei zusehen, wie sie aufblühten und zu echten Pariserinnen wurden. Und sei es auch nur für einen Sommer. Nein. Niemand würde sie hier erkennen, niemand sich an sie erinnern. Es war ihr Café, ihre Geschichte, ihr Geheimnis. Niemand würde ...

»Mona?«

Sie schreckte aus ihren Gedanken auf. Jemand hatte ihren Namen gesagt. Das konnte nicht sein! Sie sah sich um und blickte in diese endlosen, dunklen Augen, bei denen sie sich schon damals nie sicher gewesen war, ob sie träumerisch in die Ferne schweiften oder sie doch wach und klar ansahen. Das Gesicht um sie herum war älter geworden: Die einst glatten Wangen wurden nun von einem dunklen Dreitagebart umrahmt, das schwarze Haar war an den Schläfen leicht ergraut. Es war noch immer dicht, fiel jedoch nicht mehr in die Stirn, sondern in leichten Wellen nach hinten, sodass es die Falten auf der von der Sonne gebräunten Stirn freilegte, die damals noch nicht einmal zu erahnen gewesen waren. Doch die Augen waren noch dieselben und würden es wohl immer bleiben; ihn immer verraten, auch wenn sich

die Jahre noch so viel Mühe gaben, den jungen Mann von einst zu verbergen.

Mehr als einmal hatte Mona in den letzten zwanzig Jahren gehofft, nie wieder in diese Augen blicken zu müssen. Doch jetzt, wo sein Blick sie wieder fixierte, unschuldig und unbekümmert, als wäre nie etwas passiert, lief es ihr heiß den Rücken hinunter. Ob aus Freude oder Wut, wollte sie gerade selbst nicht wissen. Sie hätte jedenfalls allen Grund gehabt, wütend auf ihn zu sein, und war es vielleicht auch. Aber da war noch ein anderes Gefühl in ihr, das sie nicht zuordnen konnte. In jedem Fall war ihre Reaktion viel emotionaler, ja, viel körperlicher, als sie es sich anmerken lassen wollte. Daher sah sie davon ab, aufzustehen und ihn zur Begrüßung zu umarmen. Diese Genugtuung wollte sie ihm nicht geben. Es wäre allerdings auch kindisch gewesen, ihm die kalte Schulter zu zeigen, nach all der Zeit. Es ist zwanzig Jahre her, verdammt, ermahnte sie sich.

»Thibault? Das gibt's doch nicht! Das ist ja ein Zufall! Da will ich nur in Ruhe einen Café Crème bestellen und ...«

»Zufall würde ich das nicht nennen.«

Natürlich. Der alte Träumer glaubt wieder an Schicksal, dachte Mona.

»Ich komme so ziemlich jeden Tag her. Genau genommen sieht Charles das gar nicht gern, wenn ich mal fortbleibe. Ich arbeite nämlich hier, musst du wissen.«

»Du arbeitest hier?«

»Ja, weißt du, ich dachte, ich bin eh dauernd hier, dann kann ich doch gleich ein bisschen Geld verdienen, anstatt nur welches auszugeben.«

»Charles führt immer noch den Laden?«

»Na ja, im Prinzip haben wir die Rollen getauscht: Ich mache seinen Job, und er sitzt den ganzen Tag hier rum und trinkt Kaffee. Aber offiziell ist er noch der Inhaber. Er ist gerade bei der Familie seiner Tochter in Montpellier, meinte, er bräuchte auch mal Urlaub. Wovon auch immer, er macht hier seit Jahren keinen Finger mehr krumm. Schade jedenfalls, er würde sich bestimmt freuen, dich zu sehen.«

»Glaubst du, er erinnert sich an mich?«

»Natürlich. Der Mann hat ein Gedächtnis wie ein Elefant und er ist genauso nachtragend. Niemand bedauert das mehr als ich.«

Mona war überrascht. Thibault hatte es mit nur ein paar Sätzen geschafft, alle Anspannung von ihr zu nehmen. Zumindest für diesen Moment.

»Du hast dich kein bisschen verändert«, sagte sie. Es stimmte. Sogar sein Kleidungsstil schien noch derselbe zu sein: Dunkle, gutsitzende Hose, Loafer – Mona hätte sogar schwören können, dass es dasselbe Hemd war, in dem sie ihn damals kennengelernt hatte. Und noch immer trug er es einen Knopf zu weit offen für ihren Geschmack.

»Wohnst du noch hier in der Ecke?«

»Klar, ich zieh hier doch nicht weg. Weißt du, wie hoch die Mieten in dieser Gegend mittlerweile sind? Ich werde meine Wohnung erst verlassen, wenn Macron mich persönlich rausträgt.«

»Lebst du etwa immer noch in derselben WG?«, fragte Mona belustigt.

»Natürlich nicht. Ich lebe im Haus nebenan. Allein. Und du?« Er musterte Monas Koffer, über den sie ihren Mantel geworfen hatte. »Bist du beruflich hier?«

Mona schluckte kaum merklich. Sie hatte gewusst, dass diese Frage kommen würde.

»Ich habe mir eine Auszeit genommen«, sagte sie ausweichend. »Brauche ein bisschen Abstand. Zeit für mich, weißt du. Einfach mal nachdenken, mit niemandem reden, vielleicht ein bisschen was schreiben ...«

»Arbeiten, Nachdenken und Schweigen, also. Wärst du dafür nicht besser in ein Kloster gegangen? Na ja, zum Nachdenken gibt's auf der Welt wahrscheinlich kaum einen besseren Ort als Paris. Zum Schweigen allerdings keinen schlechteren. Und zum Arbeiten ...«

»Thibauld«, tönte eine gereizte Frauenstimme von drinnen. »Seh ich dich heute noch mal?«

»Das war wohl mein Stichwort«, sagte Thibauld schuld- bewusst. »Ich muss wieder rein. Aber weißt du was? Wenn es nicht gegen dein Schweigegelübde verstößt, hol mich doch heut Abend hier ab, und wir gehen einen Apéro trinken?«

Mona zögerte. Sie wusste, dass das keine gute Idee war. Andererseits würde ihr ein wenig Ablenkung vielleicht guttun und sie auf andere Gedanken bringen.

»In Ordnung«, sagte sie schließlich. »Ich wollte sowieso mal sehen, was aus unserer alten Bar geworden ist.«

»Oh«, grinste Thibauld, »wir können gerne dorthin, aber du wirst Augen machen.«

»Abgemacht. Unter einer Bedingung: Du stellst mir keine

weiteren Fragen darüber, was genau ich hier mache, wie lang ich bleibe, oder über die Zeit, seit der wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

Thibault sah sie verblüfft an, sagte aber nur: »D'accord. Dann um sechs hier. Dein Kaffee kommt gleich. À plus!«

Wenig später brachte eine junge Frau mit dunklem lockigem Haar einen Café Crème und einen Teller mit Meringues an Monas Tisch. »Die sind von Thibault. Ich soll Ihnen sagen, es seien die besten der Stadt.«

Mona lächelte. Sie lehnte sich zurück, tauchte ihre Lippen in den warmen Milchschaum, wie sie es immer tat, bevor sie den ersten Schluck nahm, und mit einem Mal war es wieder da: dieses Gefühl, hierherzugehören. Sie ließ ihren Blick die Straße entlangwandern. Ihr altes Haus hatte seinen maroden Charme gegen doppelt verglaste Fenster und eine frisch gestrichene Fassade eingetauscht. In den Falafelshop zwei Häuser weiter war ein koreanischer Take-Away-Imbiss eingezogen, aus dem nun keine Studenten mehr strömten, sondern Männer im Anzug, die Krawatten etwas gelockert wegen der Hitze, und Frauen im Kostüm, die Blazer lässig über die Schulter gelegt. Sie alle wollten nur schnell etwas essen, bevor es zurück an den Schreibtisch ging. Mona seufzte. Noch vor wenigen Wochen war sie genauso gewesen. Auf der Straße schlängelten sich Motorroller an Autos vorbei, die ständig hupten, als würde das irgendetwas beschleunigen. Mona beobachtete eine junge Frau, vielleicht Anfang zwanzig, in hochgeschnittenen schwarzen Jeans, schwarzen Pumps und Bikerjacke. Sie starrte auf ihr Smartphone und lief beinahe in einen

Mann in Chinos und einem hellblauen Hemd mit hochgekrempeelten Ärmeln hinein, der wild gestikulierend telefonierte. Er war drahtig und gut aussehend, aber offenbar ziemlich cholerisch. Denn er bedachte die junge Frau mit einer wüsten Beschimpfung, ehe er sein nicht weniger energisch geführtes Telefonat fortsetzte. Mona schmunzelte. Sie war wieder im selben Film. Nein, eher im zweiten Teil. Denn jemand hatte das Szenenbild modernisiert und die Besetzung ausgetauscht. Natürlich mit Ausnahme des einzigen Menschen, den sie in dieser Fortsetzung am wenigsten sehen wollte, auch wenn er im ersten Teil die männliche Hauptrolle gespielt hatte. Aber es entsprach nicht Thibaults Art, sich an Regieanweisungen zu halten.

Paris, 1999

»Mona?«

Jemand hatte ihren Namen gesagt. Verdutzt sah Mona auf und blickte in ein rundes, sommersprossiges Gesicht, das zu einer Frau Anfang zwanzig gehörte. Sie trug eine schwarze Lederjacke über ihrem Pullover und hatte einen Pixiecut, der ihr kräftiges, dunkles Haar ungleichmäßig vom Kopf abstehen ließ.

»Tut mir leid, dass ich zu spät bin«, sagte sie, auch wenn es überhaupt nicht danach klang, und in einem Englisch, das Mona kaum verstand.

»Na, dann wollen wir mal, oder?«

»Bist du ... Aber, ich muss noch ...«

»Ach, du kannst hier anschreiben, das ist gar kein Problem.«

»Aber müsste ich dazu nicht ...«

»Hey, Charley, das ist Mona, sie wohnt jetzt bei mir. Wir zahlen später!«, rief sie in Richtung der Theke. Und ohne eine Antwort abzuwarten, griff sie nach Monas Koffer.

»Komm, ich helf dir, das Teil sieht ganz schön schwer aus ... heilige Maria, was hast du denn da drin? Ich bin mir nicht mal sicher, ob wir den durchs Treppenhaus kriegen. Na ja, wird schon gehen, geht ja immer alles irgendwie, nicht wahr, *dear*?«

Mona blieb nichts anderes übrig, als zu nicken und ihr zu folgen. Denn die Frau, bei der es sich wohl um ihre neue Mitbewohnerin Louise handeln musste, war schon damit beschäftigt, ihren Koffer durchs Café und dann hinaus auf die Straße zu schleppen, wobei sie in einem fort redete und gar nicht auf eine Reaktion von Mona zu warten schien.

»Ich weiß wirklich nicht, was die sich hier dabei gedacht haben, so winzige Gänge und Zimmer zu bauen. Bei uns zu Hause ist's jetzt auch nicht üppig, aber man kann sich wenigstens umdrehen, ohne den Bauch einzuziehen, wenn du weißt, was ich meine? Und für den Preis von einer dieser Schuhschachteln hier kannst du halb Kerry kaufen.«

Sie kamen vor einem Haus zum Stehen, dessen gräuliche Fassade wohl einmal beige gewesen sein musste, und Louise sperrte die massive Holztür auf, deren blaue Farbe an einigen Stellen verblichen oder sogar ganz abgeblättert war. Mona warf einen Blick ins Innere und sah, dass ihre Mitbe-

wohnerin nicht übertrieben hatte: Das Treppenhaus war winzig. Louise wuchtete Monas Koffer über die in einem Schachbrettmuster verlegten Steinfliesen bis zum Treppenabsatz. Ab da mussten sie den Koffer zusammen die quiet-schenden dunklen Holzstufen hinauftragen und ihn an einigen Stellen sogar schräg halten, um ihn um die Ecken zu bekommen. »Vielleicht essen die hier deshalb immer so kleine Portionen, weil sie sonst nicht durch die Gänge passen? Oder meinst du, es ist andersrum: Sie bauen so eng, weil sie so wenig essen? Das beschäftigt mich schon die ganze Zeit. Kannst du mir da nicht weiterhelfen? Du studierst doch Philosophie?«

»Romanistik«, schnaufte Mona außer Atem. »Wie weit müssen wir noch rauf?«

»Du kommst zum Römisch lernen nach Paris?«, überging Louise Monas Frage. »Du bist ja ulkig.«

»Französisch gehört zu Romanistik«, erklärte Mona.

»Tatsächlich? Diese Römer waren doch wirklich überall ... Und was interessiert dich so an Französisch?«

»Vor allem die Literatur.«

»Was liest du so?«

»Zurzeit am liebsten Patrick Modiano.«

»Aha«, sagte Louise abschätzig.

»Hast du was von ihm gelesen?«

»Ich? Nein, ich lese grundsätzlich keine Bücher von Männern.«

Sie waren inzwischen oben angekommen. Die Wohnung war, wie Mona befürchtet hatte, im sechsten Stock, gleich unter dem Dach.

»Du liest nichts von Männern? Guter Ansatz! Aber schwer durchzuhalten, oder? Viele Klassiker sind doch von Männern geschrieben ...«

»Na, siehst du, ist doch super! Meine Methode spart dir nicht nur Nerven, sondern auch Zeit.«

Sie standen jetzt in einem winzigen Flur, von dem vier Türen abgingen. Mona folgte Louise durch die erste Tür auf der rechten Seite in die Küche. Die Kochnische bestand aus zwei rostigen Herdplatten, einem verbeulten Spülbecken und einem etwa hüfthohen Kühlschrank.

»Der geht übrigens nicht so richtig«, sagte Louise, die Monas Blick gefolgt war. »Aber du kannst da alles reinton, einfach, wo du Platz findest. Ist nur ein bisschen voll gerade, ich war erst einkaufen.« Mona öffnete den Kühlschrank. Er war leer, bis auf zwei angebrochene Flaschen Weißwein und ein paar Dosen Bier. »Ich würde vorschlagen«, sagte Louise und nahm eine Flasche Wein heraus, »wir stoßen erst mal auf deine Ankunft an.« Sie stellte die Flasche auf dem Kühlschrank ab und wollte an Mona vorbei zu einem kleinen Wandschrank, doch der Koffer war im Weg. »Aber vielleicht sollte ich dir vorher dein Zimmer zeigen, ist ja doch ein bisschen eng mit dem Gepäck hier, so auf Dauer, was?« Louise packte den Koffer, zog ihn zurück in den Gang und stieß die gegenüberliegende Tür auf. »Also, das da ist deins, das Bad, oder was die hier so nennen, ist direkt nebenan. Aber was beschwer ich mich, wir können froh sein, dass die Toilette einen Sitz hat, ich hab hier schon Sachen gesehen ...«

Mona bugsierte den Koffer in den winzigen Raum, in

welchem sie wegen der Dachschräge kaum aufrecht stehen konnte. Dann drehte sie sich noch einmal zur Tür und sagte: »Du, Louise ... Danke! Ich bin übrigens Mona. Wir haben uns ja noch gar nicht richtig ...«

»Aber das weiß ich doch! Und bitte, nenn mich Lou. Meine Mutter wollte mich zu einer Louise machen, aber ich bin auf halber Strecke stehen geblieben und hab's nur zu einer Lou geschafft. Und jetzt komm, lass uns anstoßen! Auspacken kannst du später noch.«

Mona folgte Lou wieder in die Küche, wo sie aus dem Wandschrank zwei angelaufene Gläser hervorkramte, die sie großzügig mit Weißwein füllte. Sie reichte Mona ein Glas und sagte: »Na dann, cheers! Oder Santé, wie die hier sagen. Auf Paris! Tolle Stadt eigentlich. Bisschen viele Franzosen, aber abgesehen davon ...«

»Ich habe grade schon einen kennengelernt«, sagte Mona. »Unten im Café.«

»In unserem Café? Wie sah der denn aus?«

»Groß, dunkle Haare ...«

»Augen, so unergründlich wie Mondkrater?«

»Ja.«

»Lippen irgendwie spröde, aber dennoch unglaublich weich?«

»Ja!«

»Okay, alles klar, lass bloß die Finger von dem!«

»Hatte ich sowieso vor.«

»Hattest du nicht!«

»Doch! Er war ziemlich selbstverliebt und unverschämt.«

»Hattest du trotzdem nicht.«

»Er ist gar nicht mein Typ ... Aber warum genau soll ich denn die Finger von Thibauld lassen?«, fragte Mona betont beiläufig.

»Schrecklicher Kerl. Redet am laufenden Band nur Blödsinn, und ständig hat er ein volles Glas Wein in der Hand. Ich kann solche Leute nicht ausstehen«, sagte sie und nahm selbst einen großen Schluck.

Mona musste grinsen.

»Außerdem hing dem schon halb Paris an den Lippen, und ich meine das wortwörtlich, denn lange zuhören kann dem keiner. Wahrscheinlich ist das sein Erfolgsgeheimnis: so viel Unfug reden, bis die Frauen ihn einfach küssen, damit er endlich die Klappe hält.«

Das überraschte Mona nicht, es passte nur zu gut zu ihrem ersten Eindruck von ihm.

»Woher kennst du ihn denn?«

»Ach, man kennt sich eben. Paris ist ein Dorf. Er studiert zusammen mit meiner guten Freundin Valérie. Außerdem lungert er ja immer in unserem Café herum. Ich fürchte, er wohnt sogar hier in der Nähe. Aber keine Sorge, ich mache dich schon noch mit den großen Geistern der Stadt bekannt. Kennst du *Bel-Ami*? Stell dir einfach vor, du bist Duroy und ich bin dein Forestier!«

»Ich dachte, du liest keine Bücher von Männern?«, bemerkte Mona.

»Guy de Maupassant war ein Mann? Bei dem Vornamen hätte ich eigentlich draufkommen können. Na ja, ich hab sowieso bloß den Film gesehen. Hast du eigentlich schon

gegessen? Ich sterbe vor Hunger! Los, wir holen uns draußen einen Happen, und dann sehen wir schon, was der Abend so bringt, meinst du nicht auch?«

Und so lernte Mona Lou kennen. Ihre Mitbewohnerin für ein halbes Jahr. Ihre beste Freundin für ein ganzes Leben.